

Gisela Eife

Die Unterscheidung des 'Willens zur Macht' von der Macht.

Kommentar zu Ethel Spector Person:

Über das Versäumnis, das Machtkonzept in die Theorie zu integrieren: Ziel und Konflikt in der psychoanalytischen Bewegung

In: Z. f. Individualpsychol. 26 (2001) S. 32-49

Die Unterscheidung des 'Willens zur Macht' von der Macht. Kommentar zu Ethel Spector Person: Über das Versäumnis, das Machtkonzept in die Theorie zu integrieren: Ziel und Konflikt in der psychoanalytischen Bewegung _____ 1

1. Definition der Macht und des Willens zur Macht an einem Beispiel _____	4
Macht und Wille zur Macht beim Vorgang des Kommentierens _____	5
2. Die "Ausrichtung" der irrationalen Kräfte im Sinne des Willens zur Macht _	6
Der Wille zur Macht in der Position des Führers _____	8
Der Wille zur Macht in der Position der Unterwürfigkeit _____	9
3. Theoretische Einordnung von Adlers Konzept des Willens zur Macht in die Motivationssysteme Kernbergs und Lichtenbergs _____	11
Fünf oder zwei Motivationssysteme? _____	12
Die Dominanz eines Motivationssystems bei schweren Störungen _____	12
Die Stellung des Motivationssystems der Macht _____	13
Der Wille zur Macht: ein Motivationssystem höherer Ordnung _____	14
4. Charakterisierung des Willens zur Macht _____	16
Das Wirken des Willens zur Macht im Augenblick der existentiellen Bedrohung _____	16
a) Das Wirken des Willens zur Macht bei der Bedrohung des reflexiven Selbst _____	16
b) Das Wirken des Willens zur Macht bei der leiblich-sinnlich-seelischen Erfahrung des Zur-Welt-Kommens _____	18
Der Wille zur Macht als Gegenfiktion maskiert _____	19
Die Pervertierung des Willens zur Macht _____	19
Der Wille zur Macht in der therapeutischen Situation _____	20
Schlussbemerkung _____	22
Literatur _____	23

Zusammenfassung: Der reichhaltige gedankliche Ansatz *Persons* wird fortgeführt und eine mögliche Konzeptualisierung des Willens zur Macht innerhalb der Psychoanalyse vorgeschlagen. Reale oder vorgestellte Macht muss vom unbewusst und intrapsychisch wirkenden ‚Willen zur Macht‘ unterschieden werden. Der Wille zur Macht wird zuerst am Beispiel dieses Kommentars zu *Persons* Artikel skizziert. Weil *Person* in ihrer Analyse der Organisation der psychoanalytischen Vereinigung die Macht nicht deutlich vom Willen zur Macht, wie er sowohl in den Mächtigen wie in den Machtlosen wirkt, unterscheidet,

übersieht sie die schöpferische Kraft, die - auch bei den Machtlosen - im Willen zur Macht zum Ausdruck kommt. Deshalb misstraut sie der eigenen analytischen Methode (von Deutung und Einsicht) und sucht die Lösung außerhalb der Psychoanalyse in der Objektivierung durch die Wissenschaft. Die theoretische Einordnung des ‚Willens zur Macht‘ erscheint möglich innerhalb des Konzeptes der verschiedenen Motivationssysteme (*Kernberg, 1997b; Lichtenberg, Lachmann u. Fosshage, 2000*).

In meinem Kommentar möchte ich die Überlegungen *Persons* fortführen und ergänzen. Sie beschreibt die Marginalisierung der Theorie der Macht in der klassischen psychoanalytischen Schulrichtung. Macht wird in der psychoanalytischen Literatur meist in Verbindung mit Autorität als reale (soziale) Macht abgehandelt.

Person geht davon aus, dass Machtverhältnisse mit der Therapiesituation selbst und mit unseren Organisationen untrennbar verbunden sind, und fragt, weshalb dann das Machtkonzept in der Psychoanalyse theoretisch so stiefmütterlich diskutiert, wenn nicht sogar verleugnet worden sei. *Freud* habe das Problem der Macht und Machtlosigkeit persönlich sehr schmerzlich erfahren (z. B. in der Demütigung seines jüdischen Vaters und der Vereitelung der Universitätskarriere, die ihm als Juden widerfuhr). In der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung sei Macht vor allem agiert worden, unter anderem von *Freud* und *Adler*. Außerdem sei *Freud* der Auffassung gewesen, dass das Konzept der Macht, vor allem wenn sie als bewusste Willenskraft verstanden wurde, dem Primat des Unbewussten in der gerade im Werden begriffenen Psychoanalyse hätte schaden können. Aus *Freuds* Sichtweise hatte *Adler* den Primat des Unbewussten beschädigt. In der Organisation der Psychoanalyse habe die Marginalisierung der Theorie der Macht dazu geführt, dass die Macht agiert und nicht analysiert worden sei. Dissidenten wurden aus der Bewegung ausgeschlossen, in einer Weise, dass „alles auf die Gründung einer neuen Kirche“ hinauslief. *Kernberg* wie auch *Roustang* sehen die Kontinuität der psychoanalytischen Bewegung von ihrer frühen autoritären Struktur bis in die Gegenwart darin, dass "die psychoanalytische Ausbildung die Übertragung zu erhalten versucht, die die Psychoanalyse auflösen möchte" (*Kernberg, 1997a, S. 235*). Die Perpetuierung der Gefolgschaftsidee entspringe der ungelösten

Übertragung der Weiterbildungskandidaten auf den Lehranalytiker. Die Machtkämpfe und Konflikte würden abnehmen, wenn die Psychoanalyse stärker als wissenschaftliche Disziplin definiert würde.

Auf die psychoanalytische Theorie wirke sich die Marginalisierung der Theorie der Macht folgendermaßen aus: Die Macht werde immer noch für ein Derivat des Aggressionstrieb gehalten. Diese Konzeptualisierung gehe am breiten Spektrum des Machtmotivs vorbei, weil dieses besser als die Aggression den Willen integrieren könne, der als gleichwertig mit Selbstbestimmtheit und Bemächtigung betrachtet werden könne. Deshalb sei es notwendig, dass Macht als Verlangen oder Trieb und nicht als sekundäres Ich-Phänomen konzeptualisiert werde. Das Bedürfnis nach Macht in Form von Bemächtigung werde „paradoxaerweise durch die Schwäche intensiviert, die unser aller Los ist“.

Person beschreibe dann ausführlich den existentiellen Aspekt der Macht angesichts der „totalen Abhängigkeit, die wir als Kind erleben“, und der „schrecklichen Erkenntnis unserer Sterblichkeit, zu der wir im Erwachsenenalter gelangen“. Vor dieser existentiellen Schwäche und Machtlosigkeit schütze die Übertragung auf den Führer einer Gruppe, die Identifikation mit den Kräften eines Führers. Dieses Phänomen hänge „weniger von der Stärke des Führers ab als von dem Bedürfnis der Masse nach Unterwürfigkeit“.

Nach *Persons* Meinung sei es inzwischen leichter geworden, das Machtmotiv in den Blickpunkt zu rücken: „Erstens wissen wir heute, dass das Ich sich nicht aus sich selbst heraus definiert, sondern mit unbewussten und vorbewussten Inhalten verflochten ist. Zweitens achten wir heute mehr darauf, auf welche Weise kulturelle Faktoren internalisiert werden.“

Ich meine deshalb, dass *Adlers* Überlegungen zum Willen zur Macht jetzt Eingang finden könnten in die Theorie der Psychoanalyse. Mein Kommentar ist folgendermaßen gegliedert:

1. Definition der Macht und des Willens zur Macht

2. Die "Ausrichtung" der irrationalen Kräfte im Sinne des Willens zur Macht
3. Theoretische Einordnung von *Adlers* Konzept des Willens zur Macht in die Motivationssysteme *Kernbergs* und *Lichtenbergs*
4. Charakterisierung des Willens zur Macht

1. Definition der Macht und des Willens zur Macht an einem Beispiel

Zunächst möchte ich die Begriffe ‚Macht‘ und ‚Wille zur Macht‘ unterscheiden.

„Machtfragen können tatsächlich im Zentrum von Beziehungen stehen, das alltägliche Leben in Form von Machtkämpfen durchdringen. Doch Macht geht über zwischenmenschliche Belange hinaus und beinhaltet auch Selbstkontrolle und Selbstdisziplin sowie die Fähigkeit oder Unfähigkeit, eigenständiges Handeln hervorzubringen, was wir im Allgemeinen als Selbstbestimmtheit oder Autonomie bezeichnen“ (*Person*, oben S. 5).

Die Macht ist hier zu verstehen als eine äußere konkretisierte Erscheinungsform des intrapsychisch wirksamen Willens zur Macht, der sich auch in Erscheinungsformen konkretisiert, die äußerlich nicht an Macht denken lassen.

Alfred Adler hat den Begriff des ‚Willens zur Macht‘ von *Friedrich Nietzsche* übernommen. „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich den Willen zur Macht; und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu sein“ (*Nietzsche*, 1886/1980, S. 147). Jeder Lebensbereich ist davon erfasst. „Leben heißt jetzt Wille zur Macht“ (*Padrutt*, 1988, S. 137). „Der Wille zur Macht ist der Lebenswille schlechthin. Das Wort bezeichnet die Tendenz des Lebens, speziell der Psyche, zur Selbstmächtigkeit oder zur Selbstermächtigung. Man übersieht oft, dass *Nietzsche* und auch *Adler* nicht in erster Linie von der Macht sprechen, sondern von einer Eigenart des Willens, nämlich mächtig sein zu wollen“ (*Witte*, 2000).

„Wir haben als leitende Kraft und Endzweck der aus dem Minderwertigkeitsgefühl erwachsenen Neurose die Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls betrachtet, die sich immer mit besonderer Macht durchzusetzen sucht. Dabei ist uns nicht entgangen, dass diese bloß die Ausdrucksform eines Strebens und Begehrens ist, deren Anfänge tief in der menschlichen Natur begründet sind. *Die Ausdrucksform selbst und die Vertiefung dieses Leitgedankens, den man auch als Wille zur Macht (Nietzsche) bezeichnen könnte, belehrt uns, dass sich eine besondere Kraft kompensatorisch im Spiel befindet, die der allgemeinen Unsicherheit ein Ende machen will*“ (*Adler*, 1912 a/1997, S. 72).

Diese unbewusst wirkende leitende Kraft konkretisiert sich in immer verschiedenen Formen als sekundäre Leitlinien, die dem Bewusstsein zugänglich sind, als konkretes Persönlichkeitsideal oder Ich-Ideal, etwa als ‚der uneigennützigste Helfer‘, ‚das Opfer‘, ‚der Sündenbock‘ oder als ‚der starke Held‘. In diesen sekundären Leitlinien können Wünsche und Bestrebungen verwirklicht sein und auch äußerlich als Macht in Erscheinung treten.

Macht und Wille zur Macht beim Vorgang des Kommentierens

Macht und Willen zur Macht möchte ich am Beispiel des Kommentierens veranschaulichen.

Wenn ich einen Kommentar schreibe, stelle ich eine asymmetrische Beziehung her, in der sowohl (reale oder vorgestellte) Macht wie auch der Wille zur Macht eine Rolle spielen. Sofern reale Macht in der Beziehung des Kommentierens eine Rolle spielt, könnte ich daran denken, dass Frau *Person* der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung angehört und ihre Thesen beim DGPT-Kongress in Hamburg vorgetragen hat. Damit kommen z. B. die wissenschafts- und berufspolitischen Anerkennungsrituale als Machtfragen in den Blick. Außer diesem mehr oder weniger realen Beziehungsmuster ist die Machtproblematik bei einem Kommentar innerpsychisch anwesend. Es geht um meine Vorstellung ihrer Macht und ihres Einflusses, um meine Übertragungsbeziehung. Und da ich in meiner vorgestellten Beziehung zu Frau *Person* keine reale Macht habe, könnte gerade ich umso mehr dem Willen zur Macht verfallen, denn der Wille zur Macht herrscht vor allem bei denjenigen, die keine reale Macht haben. Mein Wille zur Macht könnte mich dazu verleiten, dass ich ihr mit hämischer Freude Mängel nachweise und mich dadurch ihr überlegen fühle. Dann müsste ich mich nach *Webster* (zit. bei *Person*, oben S. 16) fragen, ob meine Kritik eine echte Freiheit meines Geistes (Selbstbestimmtheit und Autonomie) widerspiegelt oder ob ich nur in Opposition bin und aus Geltungsbedürfnis heraus handle. Bei der Frage, ob ich aus echter Freiheit des Geistes heraus schreibe, hilft uns Individualpsychologen der Begriff der Fiktion (*Adler*, 1912 a/1997, S. 94): Wenn ich mein Geltungsbedürfnis erkenne und durch diese Erkenntnis mein Streben nach Macht und Geltung sein lassen kann, weiß ich nicht, ob ich nicht unbewusst erneut einer anderen Fiktion folge (*Eife*, 1998).

Andererseits bin ich in dieser vorgestellten Beziehung zu Frau *Person* auch in einer realen Machtposition, und zwar ihrem Denken gegenüber, weil mir schriftlich vorliegt, was *Person* sich gedacht hat, und ich nachträglich mir alles einfallen lassen kann, was noch dazu zu sagen wäre, als Korrektur oder Ergänzung. Das heißt, auch in der realen Machtposition kann mich der Wille zur Macht (oder mein Ziel der Überlegenheit) leiten. Die Situation ist nicht unähnlich der therapeutischen Beziehung, in der Frau *Person* als meine fiktive Patientin alles sagt, was ihr in den Sinn kommt, während ich als Therapeutin kommentiere und mich mit persönlichen Äußerungen zurückhalte. Auch im intersubjektiven Ansatz ist die Beziehung einseitig, soweit wir den Prozess der Analyse als „Selbstenthüllung“ der Patientin begreifen, die wir Therapeutinnen nicht im gleichen Maße mit- oder nachvollziehen, auch wenn neuerdings die Frage der Selbstoffenbarung der Therapeutin diskutiert wird (z. B. *Schwaber*, 1998). Aus jeder Supervision und jeder Prüfungsarbeit kennen wir es, wie wir gerne diejenigen Aspekte aufgreifen, die der andere nicht gesehen hat. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn dieser Vorgang nicht unter dem Aspekt des Willens zur Macht, einer Könnensvorstellung (*Witte*, 1988, S. 45) des „Hätte-können-müssens“ oder „Hätte-wissen-müssens“, also der Besserwisserei, abgehandelt würde, sondern als ein Zusammentragen von Aspekten, von denen jeder zu bedenken ist und sich immer auch als irrtümlich herausstellen kann. Wie kann sich der Irrtum zeigen? Im therapeutischen Prozess durch den weiteren Verlauf der Analyse, der meine Hypothesen entweder bestätigt oder nicht. Würde die Patientin nach meiner Deutung schweigen oder sogar aufstehen und die Therapie abbrechen, könnte ich mich ziemlich elend fühlen. Ich stehe dann allein da mit einer Deutung, von der ich nie wissen werde, warum sie nicht stimmig war. Stimmig ist meine Deutung dann, wenn sie von der Patientin in diesem Augenblick als subjektiv wahr erlebt wird. In meinem Beispiel Frau *Person* gegenüber muss der Abbruch des Diskurses nicht so negativ bewertet werden, da die allgemeine theoretische Diskussion weitergehen wird und ich darin auch manches korrigieren kann, was ich heute in meinem Kommentar schreibe.

2. Die „Ausrichtung“ der irrationalen Kräfte im Sinne des Willens zur Macht

Person analysiert die Machtstrukturen in der Organisation der psychoanalytischen Bewegung als Beziehungsmuster von Führer und Gefolgschaft (in Anlehnung an

Freuds "Massenpsychologie und Ich-Analyse" 1974, S. 75), in der Dissidenten aus der Bewegung ausgeschlossen werden und die verbleibenden Anhänger sich dementsprechend unterwürfig verhalten. So etwas kennt man auch von kirchlichen Organisationen. Die Perpetuierung der Gefolgschaftsidee entspringe der ungelösten Übertragung auf den Lehranalytiker. Dass eine solche „Masse“ (von unterwürfigen Analytikern) entsteht, hänge weniger von der Stärke der Führer oder Lehranalytiker ab als vom Bedürfnis der Masse (der Analytiker) nach Unterwerfung und Zugehörigkeit. „Die Mitglieder [...] haben nicht das Gefühl, mit ihrer persönlichen Kleinheit und Hilflosigkeit allein zu sein, weil die Kräfte des Heldenführers, mit dem sie sich identifizieren, auf sie übertragen werden“ (*Person*, oben S. 21). Diese Übertragung schütze einerseits vor der Machtlosigkeit und gebe ein Gefühl von Wichtigkeit, andererseits beeinträchtige sie das kritische Denkvermögen.

„Auch wenn die Psychoanalyse uns eine große intellektuelle und psychologische Aufklärung gebracht hat, so ist sie doch als Organisation bis zu einem gewissen Grad durch die Unterwürfigkeit vergiftet, die einer führerlastigen Ausbildung anhaftet. Für einige Analytiker bleibt diese Unterwürfigkeit lebenslang bestehen und behindert die persönliche Produktivität. Für andere Analytiker wendet sich das Blatt, und was einmal Verehrung war, wird zu Ressentiment und sogar Rebellion" (*Person*, oben S. 17).

Für dieses Problem der „Vergiftung“ der Organisation der Psychoanalyse durch die Unterwürfigkeit, „die einer führerlastigen Ausbildung anhaftet“, sucht *Person* nach einer Lösung.

„Wir stehen vor dem Problem, wie wir die ‚religiösen‘ Elemente der Psychoanalyse verringern und den Prinzipien der Verifikation, die jeder wissenschaftlichen Methode innewohnen, in der Domäne des Geistes und der Psyche soweit wie möglich wieder Geltung verschaffen können“ (*Person*, oben S. 17).

Vielleicht liege ja das organisatorische und intellektuelle Problem *in der ungenügenden wissenschaftlichen Ausrichtung*. *Person* sucht einen Ausweg in der Forderung nach mehr Wissenschaft. Das heißt, dass sie die Haltung der Unterwürfigkeit als Gläubigkeit, als religiöses Element interpretiert, welches durch die wissenschaftliche Methode ausgeschaltet werden soll. Der Glaube sei schuld an der Unfreiheit des Geistes, und die Lösung wird darin gesehen, diese religiösen Elemente durch Aufklärung, durch die Wissenschaft zu beseitigen. Es wirkt so, als sei *Person* vor dem Irrationalen erschrocken, welches nicht einmal

Halt macht vor den psychoanalytischen Vereinigungen. Nachdem sie eine ausgezeichnete Deutung der subjektiv wahrgenommenen Situation (vergleichbar einer Supervisorin in der Gruppe von Lehranalytikern und Kandidaten) gegeben hat, vertraut sie nicht dem weiteren analytischen Prozess, sondern ruft nach objektiven Maßstäben. Die Wissenschaft (als der neue Führer) soll uns vor der Gläubigkeit, vor der Irrationalität, beschützen. *Person* übersieht, dass die Beziehung der Menschen zur Wissenschaft dem gleichen Prinzip folgen kann, dass es Wissenschaftsgläubigkeit gibt, welche ebenfalls das Denkvermögen beeinträchtigt. Ebenso gibt es in der Wissenschaft den Missbrauch der Machtpositionen aus dem Willen zur Macht heraus. Aber vor allem übersieht *Person*, dass jede objektivierende Wissenschaft per se vom Willen zur Macht geleitet ist.

Wie lässt sich *Persons* Lösungsvorschlag verstehen? Sie scheint nicht die schöpferischen Kräfte zu sehen, die in diesem von ihr analysierten, ja auch intrapsychisch repräsentierten Beziehungsmuster am Werke sind. Das Irrationale, das hier als Gläubigkeit imponiert, erweist sich als (unbewusst) geordnet und zielgerichtet durch den Willen zur Macht. Denn sowohl die gläubige Anlehnung an einen Führer oder eine Idee dient dem Ziel der Sicherheit, der Herrschaft über unkontrollierbare Kräfte als auch die rationale Anerkennung der objektiven Macht einer wissenschaftlichen "Verifikation".

Der Wille zur Macht in der Position des Führers

In einer realen Machtposition ist der *Wille* zur Macht nicht selten verborgen. „Kommt so das Bedürfnis der Masse dem Führer entgegen, so muss er ihm doch durch persönliche Eigenschaften entsprechen. Er muss selbst durch einen starken Glauben (an eine Idee) fasziniert sein, um Glauben in der Masse zu erwecken, er muss einen starken, imponierenden Willen besitzen, den die willenlose Masse von ihm annimmt“ (*Freud*, 1974, S. 75). Wenn wir hier *Freud* selbst als den Führer substituieren, sollen seine Anhänger stolz auf ihn sein, keine Demütigung erfahren durch sein Versagen als Führer. *Freud* scheint es nur um das Wohlergehen seiner Anhänger zu gehen. Er hat nicht etwa egoistische Machtmotive, sondern "sorgt sich" um die Idee der Psychoanalyse und um die Bedürfnisse seiner Anhänger. Aber der Wille zur Macht hat hier heimlich einen feindseligen Charakter. Das ist erkennbar an der Unerbittlichkeit, mit der *Freud* all seine ‚Feinde‘, die ihm den

alleinigen Führungsanspruch streitig machten, beseitigte. Aus *Persons* Artikel geht hervor, dass *Freuds* Unerbittlichkeit unbewusst eine Form von Rache darstellen könnte, Rache an den Menschen, die seinen Vater demütigten. Die Unerbittlichkeit *Freuds* lässt an "eine Form der Tyrannei" (*Szasz*, zit. bei *Person*, oben S. 15) oder an eine Kirchengründung denken, an die Machtposition eines absoluten Herrschers oder Papstes. Dieses Ziel der Überlegenheit verbirgt sich hinter dem Ideal des sorgenden Führers (im Sinne der Gegenfiktion, siehe Punkt 4), der ja nur dem „Durst der Masse zu gehorchen“ (*Freud*, 1974, S. 75) entgegenkommt. Durch Abspaltung wird alles Schwache, Willenlose auf die anderen, die Gefolgschaft, die Masse projiziert.

Der Wille zur Macht in der Position der Unterwürfigkeit

Wie geht es nun den "Gefolgsleuten" in der Organisation der Psychoanalyse, die "zu Klienten im römischen Sinn des Begriffs (d. h. zu Abhängigen einer Aristokratenfamilie)" (*Roustang*, 1976, S. 13) gemacht wurden? Bevor wir zu dem intrinsischen Beziehungsmuster kommen, müssen wir uns den realen Machtverhältnissen zuwenden. Dazu gehört auch, dass die Abhängigkeit der Gefolgsleute (Analytiker) beibehalten werden soll, "dass die psychoanalytische Ausbildung die Übertragung zu erhalten versucht, die die Psychoanalyse auflösen möchte" (*Kernberg*, 1997a, S. 235). Die Ausbildungsinstitute sind so organisiert, "dass die Aussicht eines jungen Analytikers - ganz ähnlich denen von *Freuds* Schülern -, sich in der psychoanalytischen Organisation zu etablieren, oftmals von seiner Bereitschaft abhängt, sich an die institutsspezifische 'Doktrin' zu halten" (*Person*, oben S. 16). *Persons* Analyse ist düster. Bei solchen realen Machtverhältnissen wären die jungen Analytiker real ausgeliefert und Opfer dieser Verhältnisse. Was für einen Sinn hätte dann die Analyse dessen, wie sich diese Machtverhältnisse intrapsychisch abbilden? Meine These ist, dass *Person* den Aspekt des Ausgeliefertseins sehr betont und dabei übersieht, dass in der Unterwerfung oder der Haltung von Unterwürfigkeit unbewusst der Wille zur Macht wirken kann. Diesen Aspekt, dass es sich nicht um ein einseitiges Machtverhältnis handelt, hat *J. Benjamin* auch für die Mutter-Kind-Dyade gezeigt (*Benjamin*, 1996, S. 48).

Wie mag es dem oben apostrophierten jungen Analytiker gehen? Wenn die realen Machtverhältnisse so sind, dass er sich der Institutsdoktrin unterwerfen muss, ist

er deswegen passives Opfer, willenlos und schwach? Muss er deswegen eine Haltung von Unterwürfigkeit einnehmen? Eine unbewusste Unterwerfung oder Haltung von Unterwürfigkeit ist Ausdruck des Willens zur Macht, da der „Unterwürfige“ an Macht und Glanz der Psychoanalyse partizipiert. Diese aktive schöpferische Gestaltung des Willens zur Macht kann die Form der Identifikation mit dem Lehranalytiker annehmen, aber auch mit der Wissenschaft der Psychoanalyse, einer respektablen Idealbildung, in welcher die narzisstische Komponente oder der Wille zur Macht verborgen bleibt im loyalen „Dienst an der Sache“. Dieses innere Geschehen kann die äußeren Machtverhältnisse zementieren. Dagegen bietet eine Analyse dieser Situation, wie sie z. B. *Cremerius* (1995) vorgelegt hat, die Voraussetzung dafür, solche Machtstrukturen zu verändern.

Sowohl im ‚Führer‘ wie in der ‚Unterwürfigkeit‘ ist also der Wille zur Macht enthalten, und zwar verkleidet in der Gegenfiktion der Fürsorge und Loyalität (siehe Punkt 4). Beide Formen sind aktive Gestaltungen und Stellungnahmen gegenüber einer mehr oder weniger bewusst als feindselig definierten Umwelt. Der feindselige Charakter dieser Stellungnahme bleibt dabei in seiner globalen archaischen Intensität unbewusst. Dabei spielt keine Rolle, ob die augenblickliche Situation bedrohlich und feindselig ist. Sie wird selten feindselig genug sein, um diese archaischen und primitiven Affekte zu rechtfertigen. Die Konkretisierung des Willens zur Macht, hier in den Formen von Führer und Unterwürfigkeit, kann mehr oder weniger bewusst, vorbewusst bis unbewusst sein.

Die Frage ist, erlebe ich aufgrund meiner Analyse den Zustand der Organisation der Psychoanalyse als Mangel, der zwar traumatisierend wirken, aber auch kompensiert werden kann – zum Beispiel mit den schöpferischen Kräften der Neurose oder mit einer Analyse - , oder als Traumatisierung ohne Heilungschance, die es deshalb von vornherein zu vermeiden gilt, indem ich die Ausbildung so gestalte, dass keine Traumatisierung erfolgt. Das Letzte versucht *Person*. Sie möchte den Anlass zur neurotischen Verstrickung, zur Unterwürfigkeit, beseitigen, nämlich den Glauben an den Führer (oder an die Doktrin des Instituts) und zugleich die Führung durch den Führer; denn nun soll die Wissenschaft die Führung übernehmen. Der Glaube an die „idealen Eltern“ ist damit nur auf die Institution Wissenschaft verschoben.

Wer aber versucht, aus diesem neurotischen Beziehungsmuster auszusteigen, also nicht mehr unterwürfig zu sein und eine eigene Meinung zu vertreten, der wird verdächtigt, dass er nur aus Opposition zur jetzigen „Amtskirche“, also nur aus Machtmotiv heraus handelt.

„Webster wirft die interessante Frage auf, ob sich in den gegenwärtig gehäuften Korrekturen an der psychoanalytischen Theorie tatsächlich eine echte Freiheit des Geistes widerspiegelt oder ob diese Korrekturen lediglich Merkmale neu gegründeter religiöser Bewegungen sind, die in Opposition zur Amtskirche treten“ (Webster, zit. bei Person, oben S. 16).

Hier wird die Komplexität seelischen Geschehens übersehen, dass zwar Machtfiktionen im Spiel sein können, aber sich zugleich auch eine Geistesfreiheit ausdrücken kann. Diese Freiheit kann allerdings nicht wissenschaftlich oder dogmatisch positiv behauptet werden, sondern es bleibt der kritischen Analyse überlassen, ob es sich um eine schöpferische Neugestaltung oder um eine Gegenfiktion handelt, die den feindlichen Charakter des Machtwillens nur verschleiert. Eine Unterstellung von Machtmotivation kann, sofern sie ausschließlich ist, das heißt, nichts anderes gelten lässt, selbst der Machtfiktion dienen. Die „Einladung an tendenziöse Wertvorstellungen, ihr giftiges Werk zu tun“ (Person, oben S. 17), entsteht nicht durch das Festhalten an Theorien, die nicht validiert worden sind, sondern durch Verleugnung des Willens zur Macht.

3. Theoretische Einordnung von Adlers Konzept des Willens zur Macht in die Motivationssysteme Kernbergs und Lichtenbergs

Ich sehe den Willen zur Macht als Ausdruck unserer (schöpferischen) Kraft, die uns dazu befähigt und unbewusst zwingend drängt, uns ein Ziel zu setzen, welches uns fortan leitet. Insofern kann der Wille zur Macht die Qualität eines triebähnlichen Dranges haben. Den Worten Lichtenbergs kann ich zustimmen: „Die psychoanalytische Theorie ist in ihrem Kern eine Theorie der strukturierten Motivation“ (Lichtenberg et al., 2000, S. 13). Allerdings wäre aus Adlerianischer Sicht das Prinzip der Teleologie noch einzufügen, nämlich die *durch ein Ziel bestimmte* Ich- bzw. Selbst-Organisation.

Person meint, dass die Macht leider immer noch für ein Derivat des Aggressionstriebes gehalten werde, und dass diese Formulierung am breiten Spektrum des Machtmotivs vorbeigehe. Alfred Adler führte 1908 den Begriff

"Aggressionstrieb" ein und verstand darunter ein „übergeordnetes, die Triebe verbindendes psychisches Feld“ (Adler, 1908 b/1973 c, S. 58). Auf diese Weise verloren "die Primärtriebe ihre Autonomie zugunsten eines höheren Motivationsprinzips" (Ansbacher u. Ansbacher, 1982, S.54). Später "ist aus dem Aggressionstrieb, in dem er [Adler] früher eine wichtige treibende Kraft des Lebens sah, die schöpferische Kraft geworden" (Schmidt, 1987, S. 152).

Fünf oder zwei Motivationssysteme?

Person schreibt: „Die Macht ist ein Verlangen oder ein Trieb, eine motivationale Kraft, die in ihrer zentralen Bedeutung für unser Leben dem Sexual-, Bindungs- und Aggressionstrieb gleichkommt“ (*Person* S. 19).

Durch die Beobachtungen der Säuglingsforschung wurden viele Grundsätze der traditionellen psychoanalytischen Entwicklungspsychologie in Frage gestellt. 1989 stellte *Lichtenberg* (1989) eine Alternative zur dualen Triebtheorie vor, ein Konzept von *fünf* Motivationssystemen, die auf universellen Bedürfnissen beruhen, welche schon von Geburt an vorhanden sind: 1. das Bedürfnis nach psychischer Regulierung physiologischer Erfordernisse, 2. das Bedürfnis nach Bindung und Zugehörigkeit, 3. das Bedürfnis nach Exploration und Selbstbehauptung, 4. das Bedürfnis, aversiv zu reagieren, 5. das Bedürfnis nach sinnlichem Genuss und sexueller Erregung. „In jeder Lebensphase können die elementaren Bedürfnisse und die Wünsche, Begierden, Ziele und Zwecke in unterschiedlichen Hierarchien neu arrangiert werden, [...] kann die Aktivität eines Systems so weit intensiviert werden, dass es eine motivationale Dominanz im Selbst bewirkt“ (*Lichtenberg et al.*, 2000, S. 13).

Die Dominanz eines Motivationssystems bei schweren Störungen

Interessant ist *Lichtenbergs* dynamischer Ansatz, dass jeweils *ein* Motivationssystem vorherrschen kann. Das stimmt auch mit den klinischen Erfahrungen bei Borderline-Patienten überein. Bei ihnen wirkt es so, als hätten sich die fünf Motivationssysteme reduziert auf die beiden von Liebe oder Hass bzw. Aversivität. *Kernberg* (1991, S. 252) spricht von libidinösen und aggressiven Trieben als zwei hierarchisch übergeordneten Motivationssystemen, deren Bausteine die Affekte sind. In Übereinstimmung mit der Gedächtnis- und Affektforschung formuliert *Kernberg* (1997b, S. 265), dass solche primitiven

archaischen Affektzustände die Internalisierung primitiver Objektbeziehungen ermöglichen, die entlang der Achse „total guter“ und „total böser“ Objekte organisiert sind. Bei vielen Patienten dominieren also diese zwei Motivationssysteme. Manchmal ist das aggressive Motivationssystem so vorherrschend, dass „das Subjekt selbst von der allumfassenden Aggression in der Beziehung ‚geschluckt‘“ (Kernberg, 1997b, S. 272) wird. Lichtenberg (2000, S. 102) erklärt dieses Phänomen entwicklungspsychologisch, dass bei unsicher gebundenen Kindern sich „das aversive Motivationssystem früh so organisiert, dass Bedürfnisse und Wünsche, die den anderen Motivationssystemen entstammen, durchgehend einen negativ getönten Affekt auslösen können“. Das heißt meines Erachtens, dass das aversive Motivationssystem die anderen Systeme andauernd so überlagern kann, als ob nur noch das aversive wirksam wäre. Lichtenberg schreibt weiter: „Manchmal wird Aversivität, als Reaktion auf eine lange bestehende pathologische Interaktion zwischen einer oder mehreren Pflegepersonen und dem Säugling, relativ fixierte neurophysiologische Netzwerke entstehen lassen. Positiv getönte Entwicklungen in einem oder in mehreren Motivationssystemen verschwinden dann leicht hinter negativen affektiven Erfahrungen.“

Die Stellung des Motivationssystems der Macht

Die Frage für uns ist, gibt es neben den aufgezählten fünf Systemen zusätzlich ein Motivationssystem der Macht, welches gelegentlich vorherrschen kann, oder durchdringt es grundsätzlich alle anderen Motivationssysteme (was erst in extremen Zuständen offenkundig wird), so dass die anderen Motivationssysteme im Dienste des Willens zur Macht stehen?

Lichtenberg beschreibt die Hass-Szenarien, die in jeder neuen Entwicklungsperiode und bei jeder Gelegenheit überarbeitet und neu gestaltet werden.

„So wie die Person im romantischen Szenario geliebt wird, erscheint die Person, die im Hass-Szenario gehasst wird, bedeutsamer als im tatsächlichen Leben - idealisiert in dem einen und als allmächtig böse betrachtet im anderen“ (Lichtenberg u. Shapard, 2000, S. 105).

Das Hass-Szenario wird durch die eigene Verarbeitung und Ausgestaltung noch verstärkt, so sehr, dass der hassenswerte Andere „allmächtig“ böse erscheint.

Könnte es sein, dass diese eigene Verarbeitung des Hassenden vom Willen zur Macht bestimmt ist?

„Wie bereits von vielen Autoren festgestellt wurde, wird das Hass-Szenario deswegen geschätzt, weil der hasserfüllte Mensch lieber die Macht seines Zorns und das Vergnügen seines eventuellen Triumphes erlebt als den Schmerz des Opfers“ (Lichtenberg u. Shapard, 2000, S. 116).

Könnte es sein, dass in extremen pathologischen Zuständen die jeweils vorherrschende Motivation (etwa Bindung, Selbstbehauptung, Liebe oder Hass) drängend, zwingend bis erpresserisch verfolgt wird, wodurch offenkundig wird, dass der Wille zur Macht alle anderen Motivationssysteme durchdringt, anders ausgedrückt, dass die anderen Motivationssysteme im Dienste des Willens zur Macht stehen? Dies würde übereinstimmen mit *Adlers* Auffassung vom Aggressionstrieb, der das übergeordnete psychische Feld ist und als solches jeweils die partialen Triebe steuert. Dabei ist der Wille zur Macht nicht gleichzusetzen mit dem aversiven Motivationssystem, sondern er kann auch jedes andere Motivationssystem erfassen. Wie könnte dies konzeptualisiert werden?

Der Wille zur Macht: ein Motivationssystem höherer Ordnung

„Die elementarste Form von Macht ist die Selbstbestimmtheit; die Selbstbestimmtheit ist letztlich die Voraussetzung dafür, dass wir unseren anderen Trieben Ausdruck verleihen können. Macht ist die uns angeborene Kraft, durch die wir einerseits zur Selbstkontrolle, Selbstdisziplin und Bemächtigung der Außenwelt gelangen, und andererseits zwischenmenschliche Macht entwickeln (entweder durch die Kräfte der Starken oder durch die Kräfte der Schwachen)“ (*Person*, oben S. 19).

Person meint, die Selbstbestimmtheit als elementarste Form der Macht sei die angeborene Kraft, durch die wir unseren anderen Trieben Ausdruck verleihen können. Ich greife diesen Gedanken auf und sehe in dieser schöpferischen Kraft den Willen zur Macht. Diese schöpferische Kraft verhilft uns unbewusst zur Kontrolle unseres Selbst und durch die Zielorientierung zu einem konsistenten Gefühl von uns selbst. Der Wunsch nach Wirksamkeitserfahrung, Urheberschaft (Lichtenberg et al., 2000, S. 186; Stern, 1985/1993, S. 106) und Autorschaft hat hier seine Wurzeln. *Grotstein* meint, dass das Individuum "von Geburt an das, was ihm widerfährt, in persönliche subjektive Erfahrungen umformt, indem es sich diese Ereignisse selbst erschafft und dann diese persönlichen Erfahrungen als Eigenschöpfungen in seine fantasierte innere Welt einbringt“ (1997, übers. G.E.).

Dieser Vorgang geschieht zunächst im Unbewussten und bleibt unbewusst, wenn keine Störung erfolgt. Auch die Bewusstseinsentwicklung, die "Entwicklung des reflexiven Selbst" (*Fonagy, Moran u. Target, 1998*), dient dem Überleben, dem Willen zur Macht. Erst wenn dieses Selbstverständnis, die Entwicklung des reflexiven Selbst, gestört ist, entdecken wir das Vorhandensein eines reflexiven Selbst.

Solange keine Probleme da sind, ist man sich selbst bewusst, ohne sich dessen (des Selbst-bewusstseins) bewusst zu sein – es ist selbst-verständlich. Verläuft die menschliche Entwicklung günstig, so bedeutet dies: Es ist genug Raum vorhanden, das eigene Leben zu gestalten, schöpferisch tätig zu sein. In diesem Fall ist das Bedürfnis nach eigenständigem Handeln, nach Selbstbestimmtheit, der Wille zur Macht, befriedigt und wird nicht weiter in Erscheinung treten. Hier handelt es sich um eine gelungene Integration des affektiv besetzten Bezugs des Säuglings zur Welt, dessen Potential an Bedrohtheit und Todesangst normalerweise durch die Zuwendung der Bezugspersonen aufgefangen wird. Eine solche integrative Kapazität erfordert die Annahme der Existenz eines Motivationssystems höherer Ordnung als die Motivationssysteme, die *Lichtenberg* beschreibt. Auch *Lichtenberg et al.* stellen die Frage, „ob es nicht noch eine höhere Integrationsebene gibt, die fortwährend daran arbeitet, dialektische Spannung und hierarchischen Wechsel zwischen den fünf motivationalen Systemen zu organisieren und zu stabilisieren. Eine solche integrative Kapazität, für die wir auf das Konzept des Selbst [...] oder der Selbstorganisation [...] zurückgreifen, würde einen weiteren hierarchischen Organisator konstituieren“ (*Lichtenberg et al., 2000, S. 61*). Da das Kleinkind angeborene Fähigkeiten hat, Erfahrungen zu beobachten und zu überprüfen, ist die Theorie eines "affektiven Kerns des Selbst" entstanden. Es "versorgt jedes Individuum mit einem integrierten Gefühl von Konsistenz, was uns erlaubt, zu wissen, dass wir dieselben bleiben, obwohl wir in vielerlei Hinsicht uns ändern" (*Emde, 1999, S. 324, übers. G.E.*). „Das Selbst entfaltet sich als ein unabhängiges Zentrum, in dem Motivation ausgelöst, organisiert und integriert wird“ (*Lichtenberg et al., 2000, S. 14*). Diese Autoren finden die höhere Integrationsebene im Konzept des Selbst, führen diesen Gedanken aber nicht näher aus.

Für *Adler* hingegen ist das Selbst nur die Weise oder der Stil, „wie sich diese Kraft ‚Leben‘ in jedem einzelnen Individuum durchsetzt“ (*Adler*, /1933i1/1983 a, S. 23). Die integrierende schöpferische Kraft, die diese Fiktion oder narrative Gestalt des Selbst erschafft, ist der Wille zur Macht. Als fundamentale Motivation zu leben, sich des Lebens zu bemächtigen, ist der Wille zur Macht in allen anderen Motivationssystemen enthalten. Der Wille zur Macht als Motivationssystem höherer Ordnung existiert bei unauffälliger Entwicklung des Menschen unerkannt und unbewusst. Erst bei gestörtem Lebensvollzug wird er erkennbar, zum Beispiel im zwingenden Geliebtwerden-Wollen, im erpresserischen An-Sich-Binden, in der Empathie, wenn sie sich des anderen Menschen bemächtigen will.

4. Charakterisierung des Willens zur Macht

Das Wirken des Willens zur Macht im Augenblick der existentiellen Bedrohung

Das Wirken des Willens zur Macht wird nicht nur in extremen pathologischen Zuständen erkennbar und durchdringt dabei alle anderen Motivationssysteme, sondern auch in Augenblicken der existentiellen Bedrohung.

„Das Bedürfnis nach Macht wird paradoxerweise durch die Schwäche intensiviert, die unser aller Los ist“ (*Person*, S. 20). In Augenblicken der Schwäche, wenn das "Lebenkönnen", bedroht ist, ist der Wille zur Macht vorherrschend. Die Bedrohung unseres "physischen Selbst" (*Fonagy*) scheint zunächst außerhalb unserer klinisch-therapeutischen Erfahrung zu liegen, deshalb stelle ich die Bedrohung unseres "reflexiven Selbst" voran, wie sie *Fonagy* (1998, S.127) beschrieben hat.

a) Das Wirken des Willens zur Macht bei der Bedrohung des reflexiven Selbst

Fonagy unterscheidet das präreflexive oder physische Selbst, welches das Leben unmittelbar erfährt und das wahrscheinlich von Geburt an vorhanden und innerhalb von sechs Monaten fest etabliert ist, und das reflexive oder psychische

Selbst, den inneren Beobachter des mentalen Lebens. Es entwickelt sich im Verlauf der ersten beiden Lebensjahre. ¹

Zu einer Bedrohung des reflexiven Selbst kommt es, wenn die Wahrnehmung der fremden Gedanken unerträglich erscheint, wenn das Kleinkind sich im Erleben der anderen als böse und unzumutbar wahrgenommen fühlt. In solchen pathologischen Beziehungsmustern erlangen mentale Zustände (Gefühle, Überzeugungen, Wünsche, Absichten) keine Bedeutung und keinen Sinn, der das Verhalten des anderen Menschen verständlich machen könnte. Infolgedessen gewinnt das Handeln keinen Symbolcharakter (als Hinweis auf die innere Motivation). Wenn ein authentisches Bild des eigenen Selbst, das um internalisierte Repräsentationen von Selbstzuständen herum aufgebaut ist, fehlt oder geschwächt ist, bleibt nach *Fonagy* (1999) die innere Realität ohne Namen – ein „Affekt, der namen-los und daher verwirrend bleibt, vermutlich in demjenigen Sinn, den *Bion* als *uncontained* betrachtet hat“. Es komme zu innerem Aufruhr, zu verzweifelter Suche nach Bedeutung, nach einem reflektierenden Objekt, "zu verzweifelter Suche nach Nähe, um eine organisierende Struktur für den Affekt zu finden".

Eine solche Erfahrung psychischer Realität stellt eine ungeheure Bedrohung für das reflexive Selbst dar, die nur durch machtvolle Abwehrstrategien vermieden werden kann: Entweder sind Aggression und Destruktion so vorherrschend, dass sie mit dem reflexiven Selbst unauflöslich verschmelzen (Fusion von Aggression und Selbststruktur), oder das Selbst kapselt sich ab und es kommt zur Fusion von Aggressionsvermeidung mit der Selbststruktur (*Fonagy et al.*, 1998, S.131). In diesen Abwehrstrategien bzw. Schutzmechanismen wirkt der Wille zur Macht.

¹ Wenn *Fonagy* das psychische oder reflexive Selbst den inneren Beobachter nennt, dann wäre im Selbst, das er physisch nennt, auch das Erleben und Erleiden der Gefühle als Wahrnehmungsorgan der Seele enthalten. Vielleicht wäre es sinnvoller, ein physisch-psychisches Selbst von einem reflexiven Selbst zu unterscheiden.

b) Das Wirken des Willens zur Macht bei der leiblich-sinnlich-seelischen Erfahrung des Zur-Welt-Kommens

Wenn schon die innere Realität ein solches Entsetzen auslösen kann, wie viel mehr noch die äußere Realität, die *Person* beschreibt als „totale Abhängigkeit, die wir als Kind erleben“, ein Zustand, ähnlich der „schrecklichen Erkenntnis unserer Sterblichkeit, zu der wir im Erwachsenenalter gelangen“. Sie beschreibt unser Gefühl der äußersten Hilflosigkeit angesichts des Universums, unser „Bedürfnis, trotz unserer Sterblichkeit einen Sinn im Leben zu finden“. Für den Philosophen *Peter Sloterdijk* "ist die physische Geburt des Menschen [...] ein 'Sturz ins Unheimliche', ein 'Sich-ausgesetzt-finden'" (*Stadler*, 2000). Hier sind die Grundbedingungen der menschlichen Existenz, die existenzialen Grundverfassungen des Daseins (*Heidegger*) angesprochen. Das heißt, das Geworfensein der menschlichen Existenz besteht auch dann, wenn das individuelle Schicksal günstig verläuft. Für Augenblicke ist der Säugling in existentieller Gefahr, da er allein nicht lebensfähig ist. Diese Gefahr kann er nicht „denken“, sondern ist ihr im Zustand der "psychischen Äquivalenz" total ausgeliefert. In diesem Modus der Erfahrung psychischer Realität haben „Gedanken und Gefühle eine direkte und manchmal vernichtende Auswirkung“ (*Fonagy u. Target*, 1999).

"*Nietzsche* fasst die Unbehaustheit des Menschen existentiell" (*Pohlen u. Bautz-Holzherr*, 1995, S.271). Diese Unbehaustheit ist besonders sinnfällig angesichts des Todes und des Zur-Welt-Kommens. Dieses Aus-dem-Bezug-fallen bedeutet Verlorensein, sowohl physisch wie psychisch, wenn nicht ein menschliches Wesen uns auffängt. Im „ersten Schrei“ des Säuglings, der hier als Metapher dient, sind die Kräfte mobilisiert, überleben zu wollen und zu können im Sinne des Willens zur Macht. In traumatisierenden Situationen kann aus diesem „ersten Schrei“ ein namenloses Entsetzen (*Fonagy*) werden. Zusammen mit der genetischen Prädisposition bildet die Erfahrung, allein nicht lebensfähig zu sein, den Affektkern (*Emde*, 1999, S. 328; *Stern*, 1985/1993, S. 47). Um diesen Affektkern lagern sich die späteren Verletzungen, die uns wieder aus dem Bezug zur menschlichen Gemeinschaft herausfallen lassen, je nach der Bedeutung, die wir den jeweiligen traumatischen Ereignissen geben. Diese Erfahrung, allein nicht lebensfähig zu sein, als existentielle Minderwertigkeit setzt sich fort in den Minderwertigkeitsgefühlen beim Scheitern unseres Machtstrebens.

Der Wille zur Macht als Gegenfiktion maskiert

Gleichgültig ob der Wille zur Macht in einer realen Position der Überlegenheit oder im sogenannten „mächtigen Opfer“ Ausdruck findet, immer muss sein feindseliger Charakter unkenntlich gemacht werden. Diese Verschleierung geschieht durch Aufstellung einer Gegenfiktion (*Adler*, 1912 a/1997, S. 115), die soziale und ethische Forderungen berücksichtigt.

„Es gehört mit zu den Triumphen des menschlichen Witzes, in Anpassung an die Gegenfiktion der leitenden Idee zum Durchbruch zu verhelfen, durch Bescheidenheit zu glänzen, durch Demut und Unterwerfung zu siegen, durch die eigene Tugend andere zu demütigen, durch eigene Passivität andere anzugreifen, [...], sich klein zu machen, um groß zu erscheinen“ (*Adler*, 1912 a/1997, S. 115)

Der Wille zur Macht ist auf das je eigene Überleben ausgerichtet. - Je feindseliger die Welt erlebt wird, um so stärker der Wille zur Macht und umso mehr muss er verborgen sein.

„Wenn man bedenkt, wie stark die ersten Psychoanalytiker von ihrem Streben und ihrer Gier nach Macht getrieben waren und wie sehr die psychoanalytische Bewegung von permanenten Machtkämpfen erfüllt war – von denen einige bis in die Gegenwart bestehen, – dann ist es, als ob die Psychoanalyse sich selbst verleugnen müsse“ (*Person*, S. 18).

Verleugnet werden muss, nach *Adler*, der Wille zur Macht.

Die Pervertierung des Willens zur Macht

Intensität und Stärke des Willens zur Macht sind erkennbar an der Zielvorstellung. Es kommt „manchmal sogar zu dem Versuch, die Position Gottes einzunehmen“ (*Person*, oben S. 20).

Das Gottähnlichkeitsstreben kann sicherlich nicht bei der normalen unauffälligen Entwicklung eines Säuglings beobachtet werden, vielleicht auch nicht bei einer beginnenden pathogenen Entwicklung. Es braucht wahrscheinlich viele traumatisierende Faktoren im Lauf des menschlichen Lebens, um das unbewusst angelegte Machtstreben bis hin zum Gottähnlichkeitsstreben zur vollen Entfaltung zu bringen. Erst die „Verirrungen“ des „wunden, aufgepeitschten, aber ohnmächtigen Gottähnlichkeitsstrebens“ (*Adler*, 1912 a/1997, S. 36) werden auffällig. Bei Borderline-Patienten ist leicht erkennbar, wie sehr diese Zustände von Liebe oder Hass vom Willen zur Macht bestimmt sind, in Form von Machtkämpfen, Erpressungen und Erzwingen-wollen. Auch das Erleben von

Fragmentierung und Auflösung des Selbst steht im Dienste des Willens zur Macht, dient also der Sicherung. Selbstverletzungen bis hin zum Suizid stellen einen letzten Kontrollversuch dar. In wahnhafter Form zeigt sich der Wille zur Macht bei psychotischen Patienten, vor allem bei schizophrenen Zuständen, bei denen die Gottähnlichkeit wahnhaft gelebt wird. In dieser extremen Ausprägung wird die Pervertierung des Willens zur Macht deutlich: Er dient nicht mehr der Sicherung und Orientierung, sondern will nun Leben vernichten. Diese Zerstörung des eigenen Lebens kann als pervertierte kreative Leistung verstanden werden, als Triumph des Willens zur Macht.

Der Wille zur Macht in der therapeutischen Situation

Sowohl Analysandin wie Analytikerin können die Erfahrung machen, dass ihre Beziehung durch den Willen zur Macht verzerrt ist, sofern beide ihr Wahrnehmen und Handeln unbewusst nach schädigenden Mustern früher Beziehungen ausrichten. Hier wird der Wille zur Macht selbst zu einer feindseligen, die Beziehung vernichtenden Kraft. Wenn die Therapie gut geht, kann die Analysandin auch eine echte Kommunikation erfahren, in der Missverständnisse sich auflösen und ein neues Selbst- und Gemeinschaftsgefühl entsteht. Auch darin kann der Wille zur Macht wirken, aber wenn wir dafür empfänglich sind, schwingt eine Ahnung mit, dies so sein zu lassen und vielleicht für Augenblicke gelassen zu sein. Nicht zu wollen fällt zumindest uns westlichen Menschen schwer. Hier gilt *Nietzsches* Satz: "Lieber noch will der Mensch das Nichts wollen als nicht wollen" (*Nietzsche*, 1887/1980, S. 412).

Bei der berechtigten Begeisterung vieler moderner Psychoanalytikerinnen für die intersubjektive Haltung ist zu bedenken, dass der Wille zur Macht als psychisches Könnenwollen in jeder therapeutischen Beziehung wirkt, egal wie empathisch wir Therapeutinnen uns dabei fühlen. Den Willen zur Macht sowohl bei den Patientinnen wie bei sich selbst zu analysieren ist die innere Arbeit der Therapeutin. Davon zu unterscheiden ist das äußere Machtverhältnis, das sich in der therapeutischen Situation per se darstellt (*Heimannsberg*, 1995, S. 10). Die Macht sollte nicht tabuisiert oder semantisch verleugnet werden (*Levold*, 1995, S. 39). Ein intersubjektives Verständnis der therapeutischen Situation kann aber das Machtverhältnis erheblich vermindern. Da die Patientin ihre Subjektivität zu Beginn der Therapie noch nicht selbst verteidigen kann (*Levold*, 1995), muss die

Therapeutin die Macht und Verantwortung übernehmen, das kritische Potential der Patientin zu stützen. Diese Macht und Verantwortung müssen wir nicht vermeiden, weil wir wissen, dass der Wille zur Macht in beiden Positionen, in der ohnmächtigen wie in der mächtigen, herrscht.

Christopher Bollas sieht in der Beziehung von Analysand und Analytiker die ödipale Situation. Dabei nehmen Analytiker neuerer Bewegungen innerhalb der Psychoanalyse mehr eine „mütterliche Haltung“ ein, ein Miteinandersein zweier Subjekte im Hier-und-Jetzt. Aber: „Wenn der Analysand über seine Mitteilungen nachdenkt und der Analytiker eine Deutung anbietet, trägt er immer den Namen des Vaters“ (*Bollas*, 1999, S. 15).

„In Abhängigkeit von ihren ödipalen Positionen behaupten viele Analytiker, dass sie das intimere Wissen über die Wahrheit besitzen, was man auch so verstehen kann, dass sie das bevorzugte Kind der Psychoanalyse sein wollen: das entweder der Mutter oder dem Vater des wahren Wissens möglichst nahe ist“ (ebd. S. 18); „[...] es ist psychoanalytisch interessant, zu untersuchen, warum wir uns in einer so unglücklichen Situation befinden“ (ebd. S.19).

Die gegenwärtige Situation der Psychoanalyse, in der neuere Bewegungen miteinander konkurrieren, analysiert *Christopher Bollas* als unaufgelösten Ödipuskomplex. Er sieht nicht das Vorherrschen des Willens zur Macht, wie er bei einzelnen Gruppierungen versteckt oder offen zum Ausdruck kommt. Abgesehen davon, dass *Adler* die ödipale Situation gerade unter dem Aspekt des Machtstrebens gesehen hat, meine ich, dass *Bollas* hier den psychoanalytischen Schulen gegenüber eine therapeutische Haltung einnimmt. Nicht die Analyse des Negativen, sondern die Besinnung auf die gemeinsamen Inhalte, auf die großen ‚Narrationen‘ der Psychoanalyse (*Schafer*, 1999, S.241) ist der psychoanalytischen Gemeinschaft förderlich. Jedenfalls dann, wenn die Vielfalt der Erklärungsmuster „ein Gefühl hervorgerufen hat, als würde der Boden, [...], uns unter den Füßen weggezogen“. So beschreibt *Heisenberg* (, 1958/1990, S. 160) die Situation in der modernen Physik. Wenn der Boden weggezogen worden ist, wird diese existentielle Unsicherheit den Willen zur Macht verstärkt hervortreten lassen. Wenn der Analytiker in dieser Situation dem Analysanden sagt, es gehe ihm ja nur um Macht und Kontrolle, übersieht er, worin der Analysand ‚Recht haben‘ könnte; er übersieht die Notsituation (in *Heisenbergs* Beispiel die existentielle Unsicherheit), die den Willen zur Macht verstärkt. Eine solche negative Deutung kann sich destruktiv auswirken, das nihilistische

Geschehen verstärken, so dass es alles Positive überlagert. Die Analyse des Willens zur Macht ist genauso wie die Analyse der Fiktionen die innere Arbeit des Analytikers (*Eife*, 1998). Eine solche Analyse des Willens zur Macht müsste nach der Notsituation fragen, worin sich der Analysand von seinem Analytiker so sehr bedroht fühlt, dass er ihn kontrollieren muss. Die Analyse des Willens zur Macht in der gegenwärtigen Situation der Psychoanalyse würde entdecken, dass die neueren Gruppierungen nicht alle bisherigen Erkenntnisse ablehnen, sondern nur den Absolutheitsanspruch, der in der orthodoxen freudianischen Psychoanalyse damit verbunden war. Wenn *Schafer* von den großen Narrationen der Psychoanalyse spricht, ist deren Absolutheitscharakter bereits aufgehoben und ihr fiktiver Charakter ausgedrückt.

Diese Analyse vor allem des eigenen Willens zur Macht kann verhindern, dass der Analytiker dem „Faszinosum der Macht des Unbewussten“ erliegt, der „totalitären Tendenz einer Anrufung des Absoluten“ (*Pohlen u. Bautz-Holzherr*, 1995, S.267), das heißt der eigenen totalitären Tendenz des Willens zur Macht.

Was dann therapeutisch weiterhilft, ist eine Besinnung auf das gemeinsame Interesse, unbewusste psychische Phänomene zu erforschen. Vielleicht erfordert aber die Situation ein radikaleres Umdenken?

Schlussbemerkung

Es ist die Frage, ob es sinnvoll ist, den Willen zur Macht in der von mir vorgeschlagenen Weise in das Theoriegebäude der Psychoanalyse einzubringen. Es könnte missverstanden werden in der Weise, als würde ein neuer Baustein in das Theoriegebäude eingefügt. Die Metapher des Gebäudes legt dieses Missverständnis nahe. „Es geht nicht mehr darum, unter allen Umständen eine einheitliche Theorie zu haben, die alles erklärt“ (*Mayer*, 1999). *Mayer* untersucht den Einfluss der derzeitigen Veränderungen unseres wissenschaftlichen Weltbildes, „weil jeder praktizierende Analytiker in seinem Denken oft subtil und unausgesprochen davon erfasst worden ist“ (ebd. S. 160). „Mehrdeutige Befunde sind dann nicht ein bedauerlicher Beweis dafür, dass unser Anspruch auf ein zuverlässiges Wissen eben begrenzt ist, sondern unvermeidlich“ (ebd. 169). Damit ist die bisherige „Deutungsmacht“ der Psychoanalyse, die *Pohlen* und *Bautz-Holzherr* (1995) gründlich analysieren, zutiefst erschüttert.

Wie in der Physik gibt es auch in unserer Wissenschaft verschiedene Erklärungsmuster, die alle ihre Berechtigung haben. Nur die Grenzen eines Erklärungsmusters sollten noch genauer bestimmt werden (*Mayer*, 1999). Es wäre denkbar, den Willen zur Macht nicht in ein begrifflich eher abstraktes System zu pressen, sondern, wie *Chodorow* (, 1999 S. 51) vorschlägt, in phänomenologisch beschreibender Weise ihm eine eigenständige Stellung einzuräumen. Es geht dabei nicht um das Aufstellen einer Theorie als Lehre. „In der Psychologie – das ist ihr Kennzeichen – bedeutet theoretische Arbeit immer homework, Arbeit an unserem eigenen Bewusstsein, unserer eigenen logischen Differenziertheit, unserer Kraft des Begriffs“ (*Giegerich*, 1999, S. 25). Psychologie ist „die Disziplin der Innerlichkeit, der (wie man mit *Heidegger* sagen kann) ‚Inständigkeit‘: des von innen Sehens“ (ebd. S. 28). Anders ausgedrückt, es geht um die „Kunst des Sehens“, es geht darum, dass „der Weg zum Sehenkönnen freigemacht“ wird (*Jung* GW 12, 14, zit. *Giegerich*, 1999, S. 24). Unter der Perspektive des Willens zur Macht sehen wir, wie die menschliche Lebensbewegung in der Beziehung zur Umwelt eine bestimmte Gestalt annimmt, als ‚gefrorene Bewegung‘, die unbewusst vom Willen zur Macht bestimmt wird.

„Der menschliche Geist ist nur allzu sehr gewöhnt, alles Fließende in eine Form zu bringen, nicht die Bewegung, sondern die gefrorene Bewegung zu betrachten, Bewegung, die Form geworden ist. Wir Individualpsychologen sind seit jeher auf dem Weg, was wir als Form erfassen, in Bewegung aufzulösen“ (*Adler*, /1933i1/1983 a, S. 22). "Auf dem Weg sein" kann ein Wollen enthalten, es kann auch beschaulich sein, sich dem Weg des Unbewußten überlassen, darauf vertrauen, dass das Unbewusste uns die Augen öffnet und uns das Erstarrete wahrnehmen lässt, als eine beginnende "Auflösung".

Jede Perspektive lässt uns andere Bereiche wahrnehmen, die intrapsychische Perspektive wurde ergänzt und erweitert durch die intersubjektive und die interpersonelle Perspektive. Der Wille zur Macht ist eine ganzheitliche Perspektive auf die menschliche Lebensbewegung.

Literatur

Adler, A. (1908 b/1973 c). Der Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose. In: *A. Adler u. C. Furtmüller* (Hg.), Heilen und Bilden: Ein Buch der

- Erziehungskunst für Ärzte und Pädagogen. Neu hg. von Wolfgang Metzger, S. 53 - 62. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuchverlag.
- Adler, A.* (1912 a/1997). Über den nervösen Charakter: Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie: Kommentierte textkritische Ausgabe. Hg. v. *K.H. Witte, A. Bruder-Bezzel u. R. Kühn*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Adler, A.* (/1933i/1983 a). Über den Ursprung des Strebens nach Überlegenheit und des Gemeinschaftsgefühles. In: *Psychotherapie und Erziehung. Ausgewählte Aufsätze Band III: 1933 - 1937*. Ausgewählt und herausgegeben von *H. L. Ansbacher und R. F. Antoch*; mit einer Einführung von *R. F. Antoch*, S. 21 - 32. Frankfurt: Fischer Taschenbuchverlag.
- Ansbacher, H. L. u. Ansbacher, R. R.* (1982). *Alfred Adlers Individualpsychologie*. München: Reinhardt.
- Benjamin, J.* (1996). *Phantasie und Geschlecht*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag.
- Bollas, C.* (1999). Objekte und ihre Funktionen: Über die ödipale Struktur einer Psychoanalyse. In: *J. Hardt u. A. Vaihinger* (Hg.), *Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung*, S. 13-30. Gießen: Psychosozial. Bibliothek der Psychoanalyse.
- Chodorow, N. J.* (1999). Die Vergangenheit als Maßstab für das psychoanalytische Denken. In: *J. Hardt u. A. Vaihinger* (Hg.), *Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung*, S. 41-60. Gießen: Psychosozial. Bibliothek der Psychoanalyse.
- Cremerius, J.* (1995). Lehranalyse und Macht. Die Umfunktionierung einer Lehr-Lern-Methode zum Machtinstrument der institutionalisierten Psychoanalyse. In: *C. Schmidt-Lellek u. B. Heimannsberg* (Hg.), *Macht und Machtmissbrauch in der Psychotherapie*, S. 99-122. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Eife, G.* (1998). Die Analyse der Fiktionen in der individualpsychologischen Therapie. *Zeitschrift für Individualpsychologie*, 23, 260-274.
- Emde, R. N.* (1999). Moving ahead: Integrating influences of affective processes for development and for psychoanalysis. *International Journal of Psychoanalysis*, 80, 317-339.
- Fonagy, P., Moran, G. S. u. Target, M.* (1998). Aggression und das psychische Selbst. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 47, 125-143.
- Fonagy, P. u. Target, M.* (1999). Das Spiel mit der Realität III: Das Fortbestehen der dualen psychischen Realität bei Borderline-Patienten. unveröffentlicht.
- Freud, S.* (1974). Massenpsychologie und Ich-Analyse. (1930) In: *Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion*. Frankfurt: S. Fischer. Studienausgabe, hg. v. *A. Mitscherlich, A. Richards u. J. Strachey*, Bd. IX.
- Giegerich, W.* (1999). *Der Jungsche Begriff der Neurose*. Frankfurt am Main: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Grotstein, J. S.* (1997). Integrating one-Person and two-Person psychologies: Autochthony and alterity in counterpoint. *Psychoanalytic Quarterly*, 66, 403-430.
- Heimannsberg, B.* (1995). Gleichheit und Differenz: Der doppelte Boden der therapeutischen Beziehung. In: *C. Schmidt-Lellek u. B. Heimannsberg* (Hg.), *Macht und Machtmissbrauch in der Psychotherapie*, S. 9-24. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Heisenberg, W.* (1958/1990). *Physik und Philosophie*. Stuttgart: Hirzel.

- Kernberg, O. F.* (1991). Die Psychopathologie des Hasses. *Forum der Psychoanalyse*, 7, 251-270.
- Kernberg, O. F.* (1997a). *Ideology, conflict and leadership in groups and organizations*. New Haven: Yale University Press.
- Kernberg, O. F.* (1997b). Sexuelle Erregung und Wut: Bausteine der Triebe. Teil 3: Wut, Haß und Aggression. *Forum der Psychoanalyse*, 13 (3), 263-277.
- Levold, T.* (1995). Die Therapie der Macht und die Macht der Therapie. Über die Wirklichkeit des Sozialen. In: *C. Schmidt-Lellek u. B. Heimannsberg* (Hg.), *Macht und Machtmissbrauch in der Psychotherapie*, S. 25-42. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Lichtenberg, J. D.* (1989). *Psychoanalysis and motivation*. Hillsdale, N.J.: The Analytic Press.
- Lichtenberg, J. D., Lachmann, F. M. u. Fosshage, J. L.* (2000). *Das Selbst und die motivationalen Systeme: Zu einer Theorie psychoanalytischer Technik*. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel.
- Lichtenberg, J. D. u. Shapard, B.* (2000). Haß und Genugtuung: Eine Betrachtung aus der Sicht der Theorie der Motivationssysteme. In: *P. Kutter* (Hg.), *Psychoanalytische Selbstpsychologie. Theorie, Methode, Anwendungen*, S. 98-119. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht. *Psychoanalytische Blätter*, Bd. 15.
- Mayer, E. L.* (1999). Veränderungen in den Naturwissenschaften und ihre Auswirkungen auf das Wissen und die Autorität in der Psychoanalyse. In: *J. Hardt u. A. Vaihinger* (Hg.), *Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung*, S. 159-196. Gießen.
- Nietzsche, F.* (1980). *Also sprach Zarathustra*. Hg. v. *G. Colli u. M. Montinari*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*, Bd. 4.
- Nietzsche, F.* (1980). *Zur Genealogie der Moral*. Hg. v. *G. Colli u. M. Montinari*. In: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral.*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag. *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*, Bd. 5.
- Padrutt, H.* (1988). Macht, ein epochales Verhängnis? Machttheorien, Machtstreben, Sein als "Wille zur Macht". In: *F. Mohr* (Hg.), *Macht und Ohnmacht*, S. 135 -149. München: Reinhardt. *Beiträge zur Individualpsychologie*, Bd. 10.
- Person, E. S.* (2001): Über das Versäumnis, das Machtkonzept in die Theorie zu integrieren: Ziel und Konflikt in der psychoanalytischen Bewegung. *Z. f. Individualpsychol.* 26 (2001) S. 4-23
- Pohlen, M. u. Bautz-Holzherr, M.* (1995). *Psychoanalyse: Das Ende einer Deutungsmacht*. Hg. v. *B. König*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch. 287 S.
- Roustang, F.* (1976). *Dire Mastery: Discipleship from Freud to Lacan*: American Psychiatric Press Edition.
- Schafer, R.* (1999). Verantwortung, Evidenz und Wissen in der psychoanalytischen Beziehung. In: *J. Hardt u. A. Vaihinger* (Hg.), *Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung*, S. 231-246. Gießen: Psychosozial. *Bibliothek der Psychoanalyse*.
- Schmidt, R.* (1987). Trauer um das Selbst, um das Ich, um das Wir. *Zeitschrift für Individualpsychologie*, 12, 151-159.

- Schwaber, E. A.* (1998). Traveling affectively alone: A *Personal* derailment in analytic listening. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 46 (4).
- Stadler, A.* (2000). Der erste Schrei des Kindes - und was dann? Über den Dialog zwischen Müttern und Töchtern. Vortrag beim Kongress: 30 Jahre Weiterbildung am Alfred Adler Institut, München.
- Stern, D.* (1985/1993). Die Lebenserfahrung des Säuglings. Übers. v. *W. Krege*. 3. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta.
- Witte, K. H.* (1988). Superman oder Kümmerling und dazwischen nichts? Meditationen über das Machtproblem in Adlers Neurosenlehre. In: *F.J. Mohr* (Hg.), *Macht und Ohnmacht*, S. 41 - 51. München: Reinhardt. Beiträge z. Individualpsychologie, Bd. 10.
- Witte, K. H.* (2000). Wo nisten die Adler? Die Individualpsychologie im Revier der analytischen Psychotherapien. Vortrag beim Kongress: 30 Jahre Weiterbildung am Alfred Adler Institut, München.

Dr. med. Gisela Eife
St.-Anna-Platz 1
80538 München
E-Mail: eife@g-eife.de

Fachärztin für Psychotherapeutische Medizin / Psychoanalyse (DGIP, DGPT),
Leiterin der Erwachsenenambulanz sowie Dozentin und Lehranalytikerin am
Alfred Adler Institut München.